Die letzte Welle.

Roman von **Hans Becker.**

(3. Fortsetzung.)

„Wissen Sie, Klaßen, das ist alles Unsinn mit der Krankheit. Was kann mir denn noch passieren, ich habe ja schon alle möglichen und unmöglichen Krankheiten gehabt! Man muß sich nur nicht gehen lassen, das habe ich so recht auf meiner Erholungsreise gefühlt; jetzt will ich mir die Aerzte schon eine Weile vom Leibe halten."

Mit diesen Worten hatte er seinen Hut genommen und war gegangen. Klaßen hatte er zugerufen, er käme bald zurück, er ginge nur mal zu den Schiffen und Speichern, um zu sehen, wie weit es mit den Verladungen wäre.

Auf der Lastadie standen die Frankvilleschen hochstöckigen Speicher — eine stattliche Reihe — in und an diesen kribbelte und krabelte es wie in einem Ameisenhaufen. Von allen Stockwerken herauf und herunter kletterten die Getreideträger die steilen, schmalen Treppen, die gefüllten Säcke auf der Schulter, nur mit einem vorn an der Brust offenstehendem Hemde und durch Riemen gehaltenen Hosen bekleidet; die waren hoch aufgekrempt bis zum Knie, man sah die nackten, muskulösen Waden. Im Laufschritt ging es über den Straßendamm bis zu den am Kai liegenden hochaufragenden Dampfern, dann mit der Last die Leitern an den Schiffen hinauf oder, wo deren Leib sich schon durch die aufgenommenen Gütermassen tiefer ins Wasser gesenkt, über die schwankenden Laufbretter — sich keine Rast gönnend, auch auf dem Rückwege zum Speicher nicht, als ob an jeder verlorenen Minute das Leben hinge.

Richard Frankville stand und betrachtete das Schauspiel. Allen diesen gebot er, alle diese hingen von ihm ab — er gab ihnen Brot — und Brot, Nahrung für Mensch und Tier trugen sie in ihren Säcken: den goldig glänzenden Weizen, den schlicht bräunlichen Roggen, den gelben und emailweiß-schimmernden Hafer. All das reiste weit, weit fort — große, anstrengende Arbeit, viel Denken hatte es erfordert, um ihm den Weg zu weisen.

Das war seine Arbeit, das trug er auf den Schultern, er, Richard Frankville — keine leichtere Last als jene, die im Schweiße ihres Angesichts sich abplagten, die aber, wenn sie ihr Tagewerk vollbracht, mit freiem Kopf nach Hause gehn und ihre Ruhe genießen konnten, während bei ihm die Maschine nie stillstand, sein Hirn weiterarbeitete, neben dem Gewinn die Verluste überdachte, die möglichen Verluste, vor denen kein kaufmännisches Geschäft geschützt ist und die nicht kalkuliert und vorausberechnet werden können.

Und warum plagte er sich — er, der kranke Mann? Wozu strebte er, das Geschäft zu vergrößern, den Reichtum des Hauses zu vermehren? — Für sich gewiß nicht, oder doch nur insoweit, als ihm Arbeit, Denken, Bedürfnis war — auch nicht für seinen Bruder oder gar für den Neffen, der mit Verachtung auf den kaufmännischen Stand herabsah — also für wen?!

Nur für Alice. — Ohne Scheu gestand er sich das ein — nur für sie. — Was hatte er sonst noch vom Leben, womit hielt er sich aufrecht? Einzig und allein der Gedanke an sie war es, der ihm immer wieder Kraft verlieh, sein Leiden zu überwinden. Nie hatte er sich vorstellen wollen, daß eine Zeit kommen müsse, wo sie ihm entschwinden, sich verheiraten könnte.

Das war ihm als ein Unding erschienen. Alice, seine kleine Alice sollte sich verlieben, irgendeinem fremden Manne folgen! Stets, wenn dieser Gedanke einmal an ihn herantrat, hatte er ihn verscheucht oder sich abgefunden:

„Wenigstens werde ich es nicht mehr erleben. Sie ist noch so jung — wie lange habe ich denn noch zu machen! In ein paar Jahren ist die Geschichte zu Ende."

Und doch — tief auf dem Grunde seines Herzens ein Traum, der ihm ein anderes Bild der Zukunft zeigte. Vielleicht würde Alice niemals heiraten, seine Liebe erkennen, begreifen, daß sie ihm das nicht antun dürfe — — vielleicht ihn wiederlieben.

Er hütete sich, dies letzte Bild aus dem verborgenen Schrein, in dem es lag, hervorzuholen — nur in ganz seltenen Fällen warf er einmal einen Blick darauf — er fürchtete, daß es ihm ganz entschwinden, jede Hoffnung mit sich nehmen könnte.

Richard Frankville schreckte zusammen. Wie war er nur auf diese Grübeleien gekommen, hier mitten im Gewoge des Geschäftslebens?

Er hatte wohl eine Weile geträumt — was wollte er doch? — Richtig, sich bei den Expeditoren erkundigen, wie weit es mit den Verschiffungen stehe; statt dessen hatte er Betrachtungen über Handel und — Liebe angestellt.

Er wollte sich selbst auslachen, aber es war doch ein eigenes Gefühl in ihm zurückgeblieben, das ihn auch nicht verließ, als er ins Kontor zurückging. Ein Gefühl der Sorge, das ihm die Nerven aufregte, ihn vorwärtshetzte, um schneller im Geschäft zu sein. Irgend etwas konnte ja passiert sein, was seine Anwesenheit erheischte.

Doch in den Bureaus hatte sich nichts verändert, die Schreiber sahen kaum von ihrer Arbeit auf, als er durch die Räume ging. Auf seinem Schreibtische lag wie gewöhnlich zu dieser Stunde die Mappe mit der Korrespondenz zur Unterschrift bereit. Doch nein, eine uneröffnete Depesche lag daneben. Wie er nach dem kleinen Papier griff, wunderte er sich, daß Klaßen das nicht geöffnet. Da sah er das Telegramm an ihn, Richard Frankville, persönlich adressiert war. Einen Moment noch zögerte er, die Depesche in der Hand — was konnte vorgefallen sein, daß man ihm und nicht der Firma telegraphierte? — Dann, als er mit einem Ruck das Papier aufgerissen, starrte er eine Weile wie geistesabwesend hinein.

„Dem lieben Onkel Richard zeigen ihre heute erfolgte Verlobung an Alice, Botho von Trenteln. Herzlichste Grüße. Leonore, Alfred."

Fassungslos lehnte er sich in seinen Sessel zurück, immer wieder murmelte er vor sich hin:

„Narr, der ich war, Narr, ich war." —

Nun war es also doch gekommen, was er gefürchtet und doch nicht für möglich gehalten hatte. So schnell! — Keine halbe Stunde war vergangen, daß er sich ein anderes Zukunftsbild vor Augen gerufen — alles vorbei.

Sein Leben hatte kein Ziel, keinen Sinn mehr.

Klaßen, der ins Kabinett trat, um eine Frage an ihn zu richten, gab ihm seine Fassung zurück. Er hörte zu, was jener zu sagen hatte, und als er geendigt, reichte er him das Telegramm.

Klaßen las und verneigte sich mit einigen Worten der Beglückwünschung, doch Frankville unterbrach ihn.

„Abwarten, abwarten — ist mir zu schnell gegangen. Meine Nichte ist noch viel zu jung, hätte noch keine Eile gehabt." —

Irgend etwas mußte er sagen, um sich zu befreien — was er empfand, ging niemand etwas an — auch nicht, daß er diesen Trenteln, ohne ihn zu kennen, haßte.

* * *

Einen Monat später kamen Frankvilles von der Reise zurück. Der Bräutigam war nicht mit; er würde, hieß es, im Januar, erst zur Hochzeit kommen können; hätte jetzt nach Prag in seine Garnison müssen, da sein Urlaub abgelaufen war.

Nun erfuhr Richard Frankville alles Nähere. Daß Trenteln Offizier sei, kein Vermögen hätte, jedoch aus guter Familie stamme; daß seine Mutter Majorswitwe und eine äußerst scharmante, distinguierte Dame sei usw. — daß die Eltern dem Glücke ihres Kindes nicht hindernd in den Weg hätten treten können, da die beiden sich schrecklich liebten — — und schließlich unter vier Augen mit seinem Bruder: daß die Kaution aus dem Geschäft gegeben werden müsse, daß er sich aber auf sonstige Kapitalhergabe nicht eingelassen, sondern nur einen jährlichen Zuschuß bewilligt habe. „Zwölftausend Mark," fügte der ältere Bruder hinzu — aber er sprach nicht die Wahrheit. Trenteln hatte verstanden zwanzigtausend Mark durchzusetzen. Der alte Herr schämte sich im stillen, daß er diese Summe, ohne sich mit Richard zu beraten, bewilligt habe, hoffte jedoch auch gleichzeitig, daß dieser bei seiner Zuneigung zu Alice, wenn er ihm die kleine Summe nannte, den Zuschuß von sich aus erhöhen würde. Er hatte sich nicht getäuscht. „Zwölftausend Mark, damit soll Alice leben, als Offiziersfrau! — Unsinn, der Dingsda, der Mann, hat doch nichts, verdient nichts als das bißchen Gage — die wird er wohl für Zigarren verbrauchen, also werde ich der Alice ein Taschengeld geben — darben soll sie nicht."

Damit war die Sache erledigt.

Leicht war es Richard Frankville nicht geworden, alles anzuhören, was die Zukunft Alicens betraf — oft genug hatte das Ding da drinnen, das man Herz nennt, gezuckt und sich nicht beruhigen wollen — aber er durfte sich nicht noch einmal hinreißen lassen — wie beim Wiedersehen mit Alice.

Fest hatte er sie in seine Arme gepreßt und geküßt, immer von neuem geküßt, so daß sie ihn erstaunt angesehen hatte. Vielleicht hatte sie gefühlt, daß das nicht der Glückwunsch eines Onkels war — daß etwas ganz anderes in dieser unbeherrschten Zärtlichkeit lag.

Ein brennendes, wehes Gefühl war ihm bei dem Gedanken, daß sie einem andern gehören würde, aufgestiegen. Nur mit Mühe hatte er sich zurückgehalten, sie nicht ebenso heftig von sich zu stoßen, wie er sie an sich gerissen. Wortlos, in heißem Schmerz hatte er sich dann von ihr abgekehrt und sie einige Tage gemieden.

Unterdessen machte er Pläne. Aus dem Geschäft austreten, sein Geld nehmen, sich irgendwohin zurückziehen! Nichts mehr hören und sehen von dem Glück, das sich da aufbaute — mochten sie ohne ihn machen, was sie wollten und konnten!...

Aber das Geschäft ließ ihn nicht los, er durfte das nicht im Stich lassen. Hatte er damals seinen Bruder gezwungen, dabei auszuharren, so mußte er sich jetzt auch selbst zwingen können!

Nur der Hochzeit wollte er nicht beiwohnen — den Mann, der ihm sein Liebstes entführte, nicht sehen. — Das würde sich unauffällig machen lassen, er hatte ohnedies schon vorgehabt, während der ruhigeren Geschäftszeit im Winter sich wieder ein paar Wochen zu erholen. Die Hochzeit sollte schon anfangs Januar sein, Trenteln würde wohl schon zu Weihnachten kommen. Wohl — Mitte Dezember würde er fortreißen. —

Die Hochzeit Alicens wurde ohne Onkel Richard gefeiert. Nur ein prachtvolles Perlenhalsband und eine Glückwunschdepesche legten Zeugnis davon ab, daß er noch unter den Lebenden weilte und seine Nichte nicht vergessen hatte.

* * *

Das junge Paar war schon seit einigen Wochen auf Reisen, einige Tage hatten sie sich in Berlin aufgehalten, dann waren sie nach Nizza gereist. —

Rom zu besuchen, die Plätze wiederzusehen, wo sie ihre junge Liebe durchlebt — ein Wunsch, den Alice ausgesprochen — lehnte Trenteln entschieden ab.

„Schon wieder nach Rom, wir sind ja eben erst dort gewesen! Was sollen wir denn bei den ollen Römern, Kind? Wir gehen an die Riviera, nach Nizza, Monaco, da ist jetzt was los."

Alice hatte sich zufriedengegeben — wenn auch mit Schmerz — war es doch nicht die erste Bitte, die er ihr abschlug. So gern hätte sie Onkel Richard aufgesucht, ihm ihren Mann vorgestellt und für das schöne Geschenk gedankt. Das wäre auch kein großer Umweg gewesen, der Onkel hielt sich in Nervi auf. Aber auch diese Bitte hatte Trenteln weggescherzt.

„Laß nur den Onkel, den sehen wir schon, wenn wir deine Eltern dies Frühjahr oder Sommer besuchen — jetzt will der alte Herr wohl allein sein, sonst wäre er doch nicht fortgelaufen."

Da hatte Alice lachen müssen, Daß Botho den Onkel einen alten Herrn genannt, erschien ihr zu komisch.

„Aber Onkel Richard ist doch kein alter Herr, so vier-, fünfunddreißig, nur etwas kränklich."

„Na, siehst du, einen Kranken dürfen wir doch nicht in seiner Ruhe stören, Schatz."

Gleich am Tage ihrer Ankunft in Nizza waren sie nach Monte Carlo gefahren. Trenteln hatte keine Ruhe gegeben, auch als Alice erklärt hatte, daß sie sich abgespannt fühle.

„Das vergeht schon, wenn wir erst im Kasino sind. Da sollst du Augen machen, Alice!"

Das waren Kleinigkeiten; alles wurde auch von Trenteln in liebenswürdiger Form vorgebracht, aber Alice fühlte sich doch verletzt. Nicht daß sie glaubte, seine Liebe hätte nachgelassen — ein solcher Gedanke lag ihr ganz fern — aber sie hatte doch nach Mädchenart davon geträumt, daß es ihrem Manne Freude bereiten würde, jeden von ihr ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Nun war sie schon mehremal auf Widerstand gestoßen, wenn sie etwas von ihm erbeten hatte. Das verstimmte sie und sie fühlte sich, als sie im Kasino waren, tief unglücklich. Sie hörte nicht darauf hin, wenn Trenteln sie auf diese oder jene Dame aufmerksam machte, ihr verschiedene Namen nannte, die Toiletten pries, und zürnte ihm immer mehr, als er nicht aufhörte, sich von dem Schick der Pariserinnen, die zahlreich vertreten waren, entzückt zu zeigen.

Schon daß er alles wußte und kannte und fast nur Augen für andere hatte, ärgerte sie; nahm sich vor, sich ihm nun auch ihrerseits weniger entgegenkommend zu zeigen. Vielleicht begriff er dann, was er ihr antat und wie sie das empfand.

Sie war bisher still neben ihm hergegangen; als er jedoch vorschlug, an die Roulette zu treten und einen Einsatz zu wagen, erklärte sie:

„Ich spiele nicht, ich will mich auch nicht dazwischen drängen — bitte, spiel' auch du nicht, Botho. Das paßt sich doch nicht, laß uns nach Hause fahren."

Atemlos lauschte sie, was er antworten würde — er konnte, durfte ihre Bitte nicht abschlagen. Trenteln lachte kurz auf — wie es ihr schien, lachte er sie geradezu aus — seine Worte bestätigten ihr das.

„Aber Liebchen, was fällt dir ein! Du bist doch nicht mehr im Pensionat — bist meine Frau; jetzt ist alles passend für dich, was ich vorschlage. Uebrigens — wenn du nicht willst, ich werde spielen, setz' dich dort auf den Diwan, Kind, ich komme bald zurück."

Er führte sie zu dem Diwan und entfernte sich schnell.

Alleingelassen konnte Alice im ersten Augenblick kaum einen klaren Gedanken fassen.

„Mein Gott, war es denn möglich, die kleinste Bitte, jeden Wunsch schlug er ihr ab! Sah er denn nicht, wie sie das schmerzte — hatte die kurze Zeit seit der Hochzeit ihn so verändert? War das noch derselbe Mann, der ihr in Rom die süßen Liebesworte gegeben, ihr beteuert hatte, daß er nur glücklich sein könne, wenn sie sich glücklich fühle? Hatte sie etwas versehen, ihm irgendwie Anlaß zu Mißstimmung gegen sich gegeben? —

Sie fand keinen Ausweg, soviel sie auch grübelte — nur von einem wurde sie nach und nach überzeugt: daß er sie doch nicht so liebe wie sie ihn. Und sie fühlte sich mit einmal tief unglücklich.

Als er von ihr gegangen, hatte sie nicht aufgesehen — jetzt suchten ihn ihre Augen. Doch sie konnte ihn nicht finden. Um den Roulettetisch standen die Menschen in dreifachem Ringe, den sie mit ihren Blicken nicht durchdringen konnte, nur ein Gewirr von Stimmen umtönte sie, durch das sie das monotone: „Faites votre jeu, Messieurs" — „Rien ne va plus" heraushörte — dann plötzliche Stille, das Sausen der Kugel auf der Bahn der Roulette, zwischendurch ein Ausruf, eine Bewegung in den Gruppen, die den Tisch umlagerten — ihren Mann sah sie nicht.

Wie lange sie so allein gesessen, wußte sie nicht, das Bild vor ihr war immer das gleiche geblieben — das Schwirren der Stimmen, das Rufen der Croupiers, die plötzliche Stille. Alles hatte sich immer von neuem wiederholt. Der Kopf schmerzte sie, die Augen brannten — sie hatte nur den einen Wunsch, erlöst zu werden von all diesem Treiben.

Endlich kam Trenteln. Sein Gesicht war erhitzt und rot, seine Augen flackerten, doch er war lustig. Zärtlich beugte er sich zu ihr und fragte, ob sie ihm böse sei; ob sie sich nicht gelangweilt hätte. Wenn sie es nicht vorzöge, hier in Monte Carlo zu speisen, könnten sie gleich nach Nizza zurückfahren — sie sähe ermattet aus. Sie möge sagen, wie sie es wünsche.

Die paar guten Worte hatten ihre trübe Stimmung sofort verscheucht, sie war glücklich, daß er bei ihr war und so lieb mit ihr sprach. Schon machte sie sich im stillen Vorwürfe, daß sie so unfreundliche Gedanken gehabt habe, und sie erklärte sich schnell bereit in Monte Carlo zu speisen, wenn ihm das lieber wäre. Als sie sich erhob, schwankte sie, Blässe bedeckte ihr Gesicht, einen Moment schien sich der Saal mit ihr zu drehen. Die heiße, mit allen nur denkbaren Parfüms durchsetzte Luft, die schweren, trüben Gedanken, der Kummer, dem sie sich hingegeben, hatten sie fast einer Ohnmacht nahe gebracht. Doch da Botho sich sorgsam um sie bemühte, lächelte sie schon wieder und meinte, in der frischen Luft würde das schnell vorübergehen. Als sie jedoch aus dem Kasino traten, fing sie in der kühlen Luft zu frösteln an, so daß Trenteln sagte:

„Na, Schatz, du bist doch nicht ganz auf dem Damm; laß uns nach Nizza fahren, damit du zur Ruhe kommst."

Aus seinen Worten klang neben leiser Besorgnis auch ein Ton von Unzufriedenheit.

Am andern Tage zeigte sich noch mehr, daß er nicht viel Geduld besaß oder geneigt war, Rücksicht zu nehmen, wenn etwas seine Wünsche störte.

Als Alice davon sprach, daß sie nun wohl nicht mehr nach Monte Carlo fahren würden, da ihr der Ort, so schön er auch sei, wegen seines ganzen Fluidums zuwider wäre, erwiderte er, daß er im Gegenteil daran gedacht habe, ganz dahin überzusiedeln, da das Hinundherfahren nicht bequem sei. Erschrocken sah sie ihn an.

„Ganz nach Monte Carlo — wir wollten doch hier in Nizza einige Wochen ruhig leben, ich habe mir das so schön gedacht." —

Trenteln unterbrach sie:

„Aber das wäre doch zu öde! Was sollen wir denn hier? Immer nur Luft genießen? In Monte hast du doch alles viel schöner — ich denke, wir gehen gleich heute ganz hinüber."

Als sie schwieg, nahm ihr Mann das als Zugeständnis, fuhr allein nach Monte Carlo und belegte im Hotel Metropole Zimmer. Am Nachmittage holte er Alice.

Ein lähmendes Erstaunen war über sie gekommen. Sie machte keinerlei Einwendungen mehr gegen das, was ihr Mann anordnete; wie mechanisch unterwarf sie sich seinem Willen.

Nur in einem blieb sie fest — ins Kasino ging sie nicht mehr, und da Trenteln nichts daran lag, sie, während er spielte, bei sich zu haben, ließ er ihr nach einigen schwachen Versuchen, sie zu überreden, den Willen.

So verbrachte sie viele Stunden des Tages einsam, machte Spaziergänge und war ihren Gedanken überlassen. Meistens waren es trübe Gedanken, denen sie nachhing. Wie hatte sie sich alles so anders vorgestellt, mit welch jauchzender Freude war sie in die Ehe gegangen! Doch immer noch wollte sie ihm nicht zürnen, fand Entschuldigungsgründe für die Vernachlässigung — wenn er bei ihr war, sie in seine Arme schloß, war das erträumte Glück im selben Augenblick zurückgekehrt.

Was tat er denn auch, was sie an ihrem Glücke zweifeln lassen konnte? Er spielte gern — das taten die meisten jungen Kavaliere, wie sie gehört hatte. Er machte auch gar kein Geheimnis daraus, hatte ihr lachend erklärt, daß er die paar Wochen doch ausnützen müsse — daß sie allein blieb, war doch ihre Schuld. Das würde sich schon alles ändern, wenn sie erst in Ruhe in Prag waren — in ihrem Heim.

Sie kannte ihr Heim noch nicht, das war eine Ueberraschung, welche die Mutter vorbereitete. Auch Botho hatte Frau Leonore, die vor der Hochzeit auf einige Wochen nach Prag gekommen war, nur so weit helfen dürfen, als er mit ihr zusammen die Wohnung ausgesucht hatte — alles übrige hatte die alte Dame allein und heimlich besorgt. Daß alles schön sein würde, bezweifelte Alice nicht, sie kannte ihrer Mutter Geschmack. Dazu hatte Botho so viel von dem angenehmen gesellschaftlichen Verkehr in Prag erzählt — daß er wegen seiner ewigen Unzufriedenheit im Regiment wenig beliebt war, hatte er verschwiegen. — Was grämte sie sich also! Das wahre Glück ihrer Ehe stand ja erst bevor!

Endlich war der Urlaub zu Ende, sie sollten abreisen. Trenteln stöhnte zwar, daß es nun wieder ins Joch gehen sollte, sie nahm das jedoch nicht ernst — ihr Vater wehklagte ja auch stets, wenn er ins Geschäft gehen mußte. — Und dann hatte sie noch eine geheime Freude. In Prag würde Botho stets in Uniform gehen. Nur einmal, zur Hochzeit, hatte sie ihn so gesehen — in Wiesbaden, auch auf der Reise hatte er stets Zivil getragen.

Gewiß, ja, er sah auch in Zivil gut aus, er verstand sich zu kleiden — aber seitdem sie ihn in Uniform gesehen, ersehnte sie diesen Anblick zurück. Sie schalt sich kindisch, töricht, konnte aber nicht anders — Botho war ihr so glänzend erschienen, daß sie den Eindruck nicht vergessen konnte — wie ein Held, ein Sieger hatte er neben ihr vor dem Altare gestanden — ein Augenblick, der sich unauslöschlich ihrem Sinn eingeprägt hatte.

Warum sollte sie sich auch schämen, war doch das Gefallen am Offiziersstande schon seit ihrer Kindheit in ihr rege, die Frau eines Offiziers zu werden immer ein leiser Mädchentraum; das kam von ihrer Mutter, die ihr so viel davon erzählt und nie vergessen hatte, daß sie aus einer Offiziersfamilie stammte — auch durch den Bruder, der nur von seiner Zukunft als Leutnant sprach, und nicht zuletzt durch ihre Mitpensionärinnen, die alle für die Uniform schwärmten.

Vor ihrer Abreise hatte Alice ein Zusammentreffen, das sie mit ihrem Aufenthalt in Monte Carlo fast aussöhnte.

Wie so oft saß sie allein im Garten des Kasinos, als sie plötzlich ganz in ihrer Nähe eine bekannte Stimme zu hören glaubte. Als sie sich schnell umwandte, sah sie auf dem Wege, der an ihrem Sitz vorüberführte, eine junge Dame in Begleitung eines Herrn kommen. Im Augenblick hatte sie Alexandra Tscherkassowa erkannt. Sie sprang auf, lief auf die Freundin zu — einige Sekunden starrte diese sie erstaunt an, dann lagen sie sich in den Armen.

„Alice!"

„Alexandra!"

Worte fanden sie nicht gleich — aber dann ein Fragen herüber und hinüber. Sie achteten nicht auf den neben ihnen stehenden Herrn, der lächelnd der Begrüßungsszene zuschaute, bis plötzlich Alicens Blick auf ihn fiel und sie errötend verstummte.

Auch Alexandra erinnerte sich nun seiner — lachend ergriff sie ihres Begleiters Hand.

„Entschuldige, Eugen, daß ich dich vergessen habe, Alice, erlaube, mein Vetter Eugen Trojander — Fräulein Alice" — sie schlug sich lachend auf den Mund: „Pardon, Frau Alice von Trenteln. Mein Gott, ich habe dich noch gar nicht beglückwünscht. — Mein Telegramm zur Hochzeit hast du doch erhalten? Ich wäre so gern gekommen, aber Mama war krank, deshalb sind wir jetzt hier — ich habe dir auch geschrieben, hast du meinen Brief empfangen?"

Sie ließ Alice nicht zu Worte kommen, auch Baron Trojander hatte sich nur stumm verneigen können, Alexandra schwatzte und fragte, ohne eine Antwort abzuwarten. Endlich brach sie ab.

„Nun erzähl' du, Alice! Wie geht es, du Glückliche — wo ist dein Mann?"

Alice sagte, daß er für einen Augenblick ins Kasino gegangen sei, ihr wäre es drinnen zu schwül gewesen, sie erwarte ihn hier — aber Alexandra unterbrach sie schon wieder:

„Auch Mama ist im Kasino — mich wollte sie nicht mitnehmen — sie käme gleich wieder — das kenne ich schon! Du mußt nämlich wissen: Mama sagt immer, sie käme im Augenblick zurück, setze nur ein paar Frank, aber wenn sie erst am Spieltisch sitzt, kann sie sich nicht trennen. Na, das ist bei uns in Rußland so, bei uns spielen alle Damen. Nur ich nicht, wenigstens noch nicht — vielleicht kommt es später, wenn ich alt bin — jetzt finde ich kein Vergnügen daran. Auch hier mein Vetter nicht, er macht sich nichts draus."

So wäre es wohl noch endlos weiter gegangen, wenn man sie nicht unterbrochen haben würde.

Unbemerkt von den Plaudernden näherte sich eine Dame der Gruppe. Eine hohe, starke Frau in schwarzem Spitzenkleide, dessen Schleppe sie achtlos hinter sich her schleifen ließ. In den Ohren auffallend große Brillanten, die Finger der handschuhlosen Hände über und über mit Juwelen bedeckt. Ihr Gesicht war gerötet und ließ erkennen, daß sie stark echauffiert war, doch aus diesem Gesicht blickten so gute, liebe Augen, die alles Auffällige, Grelle an ihrer Erscheinung vergessen ließen.

„Oh," rief Alexandra, „da kommt Mama" — dann im Flüsterton zu Alice und dem Baron:

„Sie hat bestimmt alles verloren, was sie bei sich hatte, und will sich nun von dir, Eugen, Geld geben lassen."

Nach den letzten Worten war sie ihrer Mutter entgegengelaufen und sprach, als sie bei ihr angekommen war, lebhaft auf sie ein. Alice war ihr an der Seite Trojanders langsam gefolgt.

Frau Tscherkassowa reichte Alice freundlich die Hand, sagte einige Worte, daß sie sich sehr freue, die Freundin ihrer Tochter wiederzusehen, wandte sich dann aber gleich an Trojander und flüsterte ihm leise etwas zu.

Alexandra hob drohend den Finger.

„Eugen, sei stark!" — Als ihre Mutter sie fragend ansah, rief sie lachend: „Ja, ja, Mama, Eugen soll dir kein Geld geben — du weißt, der Arzt sagte, du müßtest alle Aufregung vermeiden, darfst nicht in der schwülen Luft sitzen!" — Sie hing sich der Mutter liebevoll in den Arm. — „Bleibe bei uns, geh' nicht wieder zurück in dies garstige Kasino. Wir nehmen Alice mit in unser Hotel zum Diner — Alice, wo seid ihr abgestiegen?" — Und als Alice sagte: „Im Hotel Metropole" — rief sie fröhlich: „Das ist ja nicht weit von uns — wir wohnen im „Paris"."

Alice wollte nicht mitgehn. Sie müsse auf ihren Mann warten — sie konnte doch nicht sagen, daß sie fast täglich allein ins Hotel zurückkehre!

Alexandra gab nicht nach.

„Komm nur, wir sagen eurem Portier, wo wir sind, dann findet uns dein Mann schon."

Es machte sich auch alles, wie sie gesagt hatte. Sie saßen kaum eine halbe Stunde im Café de Paris, als Botho erschien.

Alexandra hatte ihn sich ganz anders vorgestellt — er gefiel ihr nicht. Was sie an ihm auszusetzen hatte, wußte sie selbst nicht, vielleicht, daß er so hastig und unstet erschien, die Augen — eigentlich schöne Augen, gestand sie sich zu — so suchend umherirrten, keinen Ruhepunkt fanden. Sie verglich ihn im stillen mit ihrem Vetter. Das war ein ruhiger, zielbewußter Mann. — Wie sie jetzt zu ihm hinblickte, glaubte sie auch in seinen Zügen etwas Abweisendes zu lesen — er schien zu vermeiden, sich mit Trenteln in ein Gespräch einzulassen, richtete, wenn er sprach, das Wort nur an Alice. Auch diese war still geworden — Alexandra glaubte zu bemerken, daß sie sich bedrückt fühle — seitdem ihr Mann gekommen war. Sie lachte in sich hinein. Das war wieder einmal ihre alte Angewohnheit, an allen Menschen, die ihr neu in den Weg traten, Studien zu machen, an ihnen dies und jenes herauszufinden. Trenteln war gewiß ein guter Mensch und Alice sehr glücklich.

Sie beugte sich zu der Freundin hin, drückte ihr unter dem Tisch die Hand:

„Du Glückliche, welch schönen, liebenswürdigen Mann du hast! Wer weiß, ob es mir auch so glücken wird — denkst du noch daran, welche Bilder wir uns im Pensionat ausgemalt haben? Du hast nun erreicht, was du damals erträumtest."

Als sie Alice ins Gesicht sah, glaubte sie darin einen schmerzlichen Zug wahrzunehmen. Da schwieg sie still und wurde wieder nachdenklich. Vielleicht hatte sie doch recht mit ihren psychologischen Studien.

Trenteln unterhielt sich inzwischen mit Frau Tscherkassowa. Sie wenigstens schien großen Gefallen an ihm zu finden, denn sie hörte ihm, der fast allein das Wort führte, mit Aufmerksamkeit zu, bemerkte auch nicht, daß, während er sprach, seine Blicke unausgesetzt zu Alexandra hinüberschweiften.

Jetzt sagte die Dame:

„Wir reisen von hier nach Paris, werden wir uns dort sehen?"

Trenteln machte ein wehmütiges Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

— Poesie und Prosa. Schriftsteler: „Was sagen Sie zu meinen Geistesblitzen?"

Redakteur (sehr unwillig ob der Störung): „Zum Donnerwetter!"

— Dankbar. Junger Ehemann: „Ich kann Dir gar nicht genug sagen, wie häuslich und arbeitsam meine Frau ist, erst gestern hat sie mir einen Knopf angenäht!"